

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 24

Artikel: Rauhe Hände - ein gütig Herz
Autor: Schwendener-Egli, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645355>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gen Freund getroffen und von jenem Tag an sei es mit ihm aufwärts gegangen. Allerdings besitze er eben auch die zweite unerlässliche Voraussetzung: Courage. Rücksichtsloser Mut gehöre dazu und keine Limonadenseele... Er warf einen Blick nach Peter, den dieser genau spürte, ohne ihn in der Dunkelheit zu sehen. Er fühlte sich gekränkt; da der andere an seinem Mut zu zweifeln schien. Schon hatte er es auf der Zunge, stolz zu berichten, dass er bereits einmal als grüner Junge hinter Schloss und Riegel sass, dass er seine Papiere fälschen musste, um nur bis hierher zu kommen, dass ihm also auch ein Pratschinsky etwas Rechtes zutrauen dürfe...

„Nun, auf diesem Gebiet kann ich mit allerhand aufwarten“, begann er protzig, unterbrach sich jedoch selbst erschrocken, da es ihm im gleichen Augenblick eiskalt über den Rücken lief, er sei daran sich zu verraten, ehe er die letzte Kontrolle, die es bei der Einfahrt bestimmt geben musste, überstanden hatte. Dazu kannte er den Polen viel zu wenig, um ihm derart wichtige Dinge anzuvertrauen. Wenn der Kerl ein Geheimagent wäre...? Obwohl er ihm gerne einen Schlag für die Limonadenseele versetzt hätte, schwieg er vermissen. Er unterdrückte den Widerwillen, den Hass, der gegen Pratschinsky in ihm aufzischte, ebenso gründlich, wie er den Wunsch zu plaudern soeben unterdrückt hatte.

Pratschinsky tat übrigens so, als beachte er es gar nicht, dass Peter seinen angefangenen Satz nie zu Ende redete. Nach kurzer Zeit eines Missmutes meinte er wohlwollend verächtlich: „ich weiss, ich weiss — auch ein Schweizer ist nicht unbedingt aus Milchsokolade hergestellt. Man hat wohl daheim das und jenes geleistet, sonst würde man gar nie ans Auswandern gedacht haben... hehe... Hier allerdings genügen kleine Dinge wie „das und jenes“ nicht mehr...“

Zum mindesten könne sich Peter glücklich schätzen, dass ein Stanislaus Pratschinsky — man nenne ihn unter Pfarrkindern übrigens einfach Prat — Gefallen an ihm gefunden habe. Mit Zeit und Gelegenheit werde sich das Weitere geben. Und jetzt möchte er schlafen gehen. Man sehe sich ja auf dem verdammten Kahn früh genug wieder, da man wie Hunde in denselben engen Stall eingesperrt sei und sich nicht meiden könne, selbst wenn man gerne wollte. Sein Schweizer Landsmann Schmid oder wie er heisse, der Rothaarige sei übrigens ein Esel, trotzdem er im Spiel manchmal ein unverdientes, kleines Glück habe... Kleines Glück nur, grinste Prat, liess Peter unvermittelt stehen und stieg die ecke, hell erleuchtete Treppe ins Schiffsinnere hinab.

Peter wandte sich noch einmal nach dem Bug der „France“. Er spürte ein eigentümlich starkes Bedürfnis, einige tiefe Züge zu tun und seine Lungen mit frischer, salziger Luft zu füllen, als müsse er einen üblen Geruch, den Prat um sich

verbreitete, loswerden. Und doch hätte er nicht sagen können, dass das Parfum, das der Pole zu verwenden schien, übertrieben stark und widerlich riechen würde. Herbe Camilien... nannte es Prat.

Das Bedürfnis, sich nach einem Gespräch mit Prat zu säubern, musste aus einem andern Grunde entstehen. Peter wusste nicht recht weshalb. Vielleicht schöpfte er auch nur noch einmal Luft, weil ihm vor der engen, stickigen Vierkabine graute, in die er nun ebenfalls hinuntersteigen musste, um sich endlich hinzulegen.

Als er den Vorhang zurückschob, der die offene Kabinentüre vom schmalen Gang trennte, hörte er das sich überschneidende verschiedene schnelle Atmen der beiden Schlafenden: Grossvater Frei und Stanislaus Pratschinsky.

Am nächsten Morgen fand Trini, die wie üblich beizeiten ihren Liegestuhl nach einer geschützten Ecke schob, dichten Nebel über dem nassglänzenden Deck. Jetzt begriff sie den dumpfen Ruf, den sie beim Erwachen drunten in der Kabine vernommen hatte. Hier klang er laut, heiser, unheimlich. Das Schiff meldete sich, schöpfte kurz Atem und rief warnend von neuem sein dunkles Huuu! Trini schaute fröstelnd in die graue, dicke Luft hinaus. Nässe tropfte aus den Seilen und den Masten.

Unschlüssig blieb sie unter der Türe zum offenen Deck stehen. Der Luftzug blies kalt gegen ihren schmalen Körper. Plötzlich ertönte die freundliche Stimme eines Matrosen gerade neben ihr, so nahe, dass Trini ob der Begegnung aus dem Nichts zusammenschrak.

„Wir sind in der Nähe der Neufundlandbänke, Mademoiselle, hier gibt es fast immer Regen und Stürme. Der erste Willkommensgruss Amerikas. Mademoiselle wird bedauern, dass die Fahrt bald überstanden ist...“

Trini zögerte: „bedauern...? Warum denn?“

Der sehnige, von der Sonne gebräunte Bursche war soeben aus dem Mastkorb hinuntergestiegen über die lange, schwankende Strickleiter. Trini hatte bei gutem Wetter seiner halsbrecherischen Kletterei oft zugesehen. Sie erkannte sein fröhliches, junges Gesicht wieder, dessen durchsichtig graue Bretonenaugen sie anblitzten. Sie fragte ihn erstaunt, wie man, ohne etwas zu sehen, den Weg aus dem Mastkorb überhaupt zurückfinden vermöge? Das musste eine kitzlige Sache sein...

Er lachte mit seinem schmalen Mund, dass Trini die ganze Reihe der spitzen, kleinen, eng ineinandergeschobenen Zähne entdeckte: „allerdings eine kitzlige Sache! Ein Fehltritt und man bricht sich die Glieder auf dem tief unten liegenden Deck. Sollte das Schiff dazu noch tüchtig rollen, verschwindet man im Wasser, ein Frühstück für den hungrigen Haifisch...“

Als er sah, wie Trini erschrocken den

Kopf schüttelte, glänzten seine Spitzbubenaugen noch heller: „nur keine Angst, Mademoiselle, man kennt seinen Beruf. Man würde den Weg zum Mastkorb und zurück sogar bei Sturm mit geschlossenen Augen finden!“

„Oho...“ meinte Trini, die sich nicht verblüffen liess.

„Aber natürlich“, versicherte der Bursche mit dem ernstesten Gesicht. Dann eilte er über das nasse, glatte Deck, um in den, beim Bug vorne angebrachten Matrosenquartieren zu verschwinden.

RAUHE HÄNDE — ein gütig' Herz

Vor einem Dutzend Jahren war es, als das Babeli von der Prada in die Fremde zog, hinunter in die Stadt. Babeli hatte acht Geschwister, allen gab das kleine Paradeputzlein weder Arbeit noch Brot. Darum eben ging Babeli von zu Hause fort, obschon es ihm schwer fiel, das Heimdorf zu verlassen; denn es hatte einen Schatz — den Foppa-Thephli. Die beiden hätten gerne je eher, je lieber geheiratet, aber da kein's nichts hatte, waren sie vernünftig genug, mit dem Hochzeiten noch zu warten. Thephli hoffte, mit Holzen und Hirten schön zu verdienen, und Babeli wollte sich in der Stadt die Aussteuer verdienen. Bis sie beide so weit waren, würde allerdings noch viel Wasser den Rhein hinunterflessen.

Babeli war ihrer Herrschaft eine treue Magd. Sie war fleissig von morgens früh bis spät in die Nacht. Sie kochte, rüstete das Gemäse, spülte das Geschirr. Sie kehrte die Böden, klopfte die Teppiche, rieb das Parkett, bis es glänzte wie ein Spiegel. Babeli rieb die Wäsche, wusch und schweuerte, und ihre Hände wurden rau und rissig...

„Rühr' mich nicht an“, meinte einmal die fünfjährige Hortense, die

Kind ihrer Herrschaft. „Du hast ja raue, raue Hände.“

Babeli, das Kinder gar sehr liebte, liess diese Worte weh. Kamen denn die rauhen Hände nicht von ihrer Arbeit für die Meisterleute? Waren raue Hände wiist, abtossend? Waren raue Hände nicht vielmehr etwas, das man achten sollte, auf die man stolz sein konnte? Babeli konnte es gar nicht verstehen, dass ihre verjüngerten Hände nicht liebkosend über einen Mädchenkopf streichen durften. Aber sie versuchte es nicht mehr, Hortensens Freundschaft zu gewinnen.

Schon zwei Jahre war Babeli bei der gleichen Herrschaft im Dienst. Hortense, das Kind, rümpfte, je älter sie wurde, um so mehr, das Näschchen über die rauhen Hände der Magd. Auch sprach es oft sehr geringschätzig über die Dienerin. „Nur die rauhen Hände der Magd“, war Babeli — beim Kind, wie bei dessen Eltern.

Doch es kam die Zeit, wo die kleine Hortense sich willig von Babelis rauhen Händen pflegen liess, damals, als sie an Gehirnhautentzündung erkrankte. Wieviel besser, Babeli wusste, da die rauhen Hände der Magd die Schmerzen zu lindern als die gepflegten, aber

unerfahrenen ihrer Mama! Die fiebernde Hortense wurde viel ruhiger, wenn Babelis Hände auf ihrer heissen Stirn lagen. Und als es mit dem Tod zu kämpfen gab, da wussten die Hände der Magd sich auch bittend im Gebet zu falten.

Hortense genas, aber sie blieb ein armes Ding, schwach am Körper, schwach am Geist. Die vornehmen Eltern schämten sich ihres schwachsinnigen, gebrechlichen Kindes, und sie überliessen es mehr und mehr dem Babeli.

Als der Foppa-Thephli eines schönen Tages sein Babeli besuchen kam, ihm erklärte, dass er sich nun genug Geld erspart habe für etwas Hausrat, Werkzeug und ein paar Geissen, und dass sie nun heiraten könnten, da erschranken sowohl Babeli wie dessen Herrschaft. „Was soll aus der armen Hortense werden?“ das war aller Sorge. Nach kurzem Besinnen wurde man einig, dass das schwache Kind zu den jungen Eheleuten in das Haus am Berg ziehen solle. Seither lebt Hortense in der Foppa. Sie wird dort wie ein Eigenes gehalten. Und Hortense scheute nie mehr Babelis rauhe Hände — sie fühlt nur noch deren gütiges Herz. M. Schwendener-Egli

Unnützi Tüschig

Federico

Langi Zyt han i mi fälber wölle b'ichje, Gäng besser wölle ih, als daß i eigetti bi, So gemeint, i bruch ds Sündelonto nume z'berfichje, Um wieder es uschuldigs Angeli z'ih!

So ärchtig a myne Gkleider um g'iebe, Daß me emel de ja e tei Dräd dranne g'ieh, Die größte Fiade verfrichte mit Schride, Z der Weinig, daß Petrus ou uf dā Zym göhi!

Es het mi begrechlich de schuderhaft tuuret, Won i ha gieh, daß die Finte nit nützt, Ar nume trody' hinger sym Bart füzerehet: „Besich nid gieh, biich hingerfer ou no verfrüht!“

Z myner Angst han i de wölle umgehe, Da riefst är mir fründli: „Rei, jeh blyb nume do, Bim Laufe im Dräd cha me d'Sprütz nid verwehre, Ganz suber ich ja no e tei Ginzige cho!“



Schon ist's Mamy weg, und so will ich schnell Papi aufläuten



Hallo, Papi! Da ist Susi! Ja, ich bin allein!



Oha! der Papi schimpft mit mir, w ich alleine aufgelaetet habe



Schon ist er wieder gut, und sagt mir, ich solle noch bra hüten, bis Mama wieder kommt!



Und ein Schokoladchen bekomme ich auch noch, das ist aber fein, ade Papi!